

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen

Band: - (1968)

Artikel: Die Gallusstadt freut sich des Gallusmünsters

Autor: Bauer, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-948654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Gallusstadt freut sich des Gallusmünsters

Zur Vollendung der Kathedrale-Innenrestaurierung

Für die St.Galler, wes Glaubens sie seien, gehört das Gallusmünster, das mit seinen barocken Türmen und der spitzen Neugotik des St.Laurenzen-Turms das Gesicht der Stadt prägt, zu den geliebten Wahrzeichen. Nicht so herzlichburschikos, wie sich die Wiener zu ihrem «Steffl» und die Münchner zu ihrem «alten Peter» oder den Liebfrauentürmen bekennen, sondern, wie es St.Galler-Art ist, etwas nüchtern und gehemmter bekennen auch sie sich liebend zu ihren Türmen: unaustilgbar tragen sie ihr Bild, wohin sie auch gehen, mit sich, ihre zarte Silhouette in silbernem Morgendunst, ihr feierliches Aufragen beim Blick über Altstadtdächer, wenn sie ihr Glockenlied singen, die geheimnisvolle Grisaille im winterlich durchwirbelten Grau, ihren Hymnus, wenn die Goldkreuze vor tiefblauem Sommerhimmel glänzen. Von ihnen hieß es im Juli und August 1766, es seien «die schön vergoldt Kreuz glücklich gesteckt» worden. Damit zeichnete sich damals die nahe Vollendung der neuen von dem Bauherrn Coelestin II. Gugger von Staudach, dem st.gallischen Fürstabt, errichteten Stiftskirche ab. 1767 war es soweit. Manche pflegen noch heute gern von der Stiftskirche zu reden; wärmer im Ton, noch tiefer verbunden mit dem Ursprung des Gallusmünsters und seinem Genius loci bleibt der Volksmund, wenn er die zur Kathedrale gewordene Stiftskirche noch immer

«s Chloschter»

nennt. Die Frage mancher Fremden nach dem «hohen Dom» macht den St.Galler leicht verlegen; auch Kathedrale geht ihm nicht so leicht über die Zunge; «Chloschter»

hingegen ist die alles umfassende, von Jugend auf vertraute, auch für Nichtkatholiken geschichtsträchtige und an Gemütswerten reiche Bezeichnung. Hier klingt etwas von dem mit, was in Hinsicht auf die Außenrenovation 1926 ein Hirtenschreiben meinte, das ehrfürchtig von jenen sprach, «die im vorletzten Jahrhundert über den Gräbern unserer heiligen Landesväter ein Gotteshaus erstellt haben, das unstreitig zu den schönsten und ausdrucksvollsten Kirchen unseres Vaterlandes zählt». Damit bekommt das Wort Gallusmünster seinen vollen Sinn, haben wir in Gallus doch nicht nur den heiligen Eremiten, sondern auch den Stadtgründer vor uns. Jedenfalls gilt noch immer, was Stiftsbibliothekar Dr. A. Fäh 1913 in seinem «Führer durch die Kathedrale von St.Gallen» schrieb: «Bald anderthalb Jahrhunderte beherrscht die Ostfassade mit ihrem stolzen Türmepaar die Stadt Sankt Gallen. Sie schaute die Schlußjahrzehnte des Klosters, das Aufkeimen und die Entwicklung einer neuen kirchlichen Institution, der Diözese St.Gallen. Sie bewunderte das Aufblühen ihrer näheren Umgebung bis zur angesehenen Industriestadt Europas. Trotz ihren tiefgreifenden Veränderungen ist sie St.Gallens würdiges Wahrzeichen geblieben.» Von der Anlage des Gotteshauses her ist dies nämlich so selbstverständlich nicht. Man braucht nur an die immer wieder schwierigen und getrübten Beziehungen zwischen Stadt und Stift zu denken. So ist man denn gegenüber der Bemerkung Norbert Liebs und Franz Dieths in ihrem Werk «Die Vorarlberger Barockmeister», stadtbauliche Absichten wirkten meist nach dem Vorbild Salzburgs in Kempten, Einsiedeln, Weingarten und auch in St.Gallen, eher skeptisch. Lieber stimmt man Dr. Erwin Poeschel zu, der im Stiftsband der «Kunstdenkmäler» feststellt: «Die Kathedrale hält nun ihr Gesicht der neuen Pfalz zugewendet und zeigt sich gleichgültig gegen jede über den engen Klosterbezirk hinausdeutende städtebauliche Planung. Darin spricht sich das damalige

Verhältnis zwischen Stadt und Stift im architektonischen Gleichnis

aus.» Dieses architektonische Gleichnis ist auch von Außenstehenden immer wieder verstanden, die Abwendung der klösterlichen Welt, deren mächtigster Ausdruck die Stiftskirche ward, von der bürgerlichen immer wieder gespürt worden. Besonders stark hat es offenbar der welsche Schriftsteller und Kulturhistoriker Gonzaque de Reynold empfunden und entsprechend formuliert, als er in seiner Aufsatzerie «*Cités et Pays Suisses*» den Beitrag über unsere Stadt mit «*St.Gallen und seine Seele, das Kloster*» überschrieb und betonte, wenn er St.Gallen sage, so meine er nicht die Stadt, sondern das Kloster. Die Stadt sei eine graue Stadt; sie habe keine Horizonte; sie mache den Eindruck, plötzlich mit ihrer Überlieferung gebrochen zu haben. St.Gallen sei ein Mittelpunkt von Handel und Gewerbe, eine Stadt ohne Architektur, trotz einigen alten Häusern. Man fände in ihr kein großes Vergnügen, in den Straßen zu spazieren, wenn man nicht manchmal wunderbare Erker entdecken würde. Es seien die schönsten in der Schweiz, aber trotzdem gehe er eiligst zum Kloster... Hier hat einer Partei ergriffen und die Gewichte nach seinem Sinn verteilt. Man kann diesem Erkennen zweier Welten aber auch anders, umgänglicher Ausdruck geben. Hören wir, was der als geistvoller, einführender Schilderer bekannte deutsche Kunstschriftsteller Wilhelm Hausenstein in seinem Buch «*Besinnliche Wanderfahrten*» von St.Gallen, dem klösterlichen und bürgerlichen, meint. Wenn er St.Gallen sagt, so meint auch er das Kloster, aber nicht nur. Auch die Stadt ist ihm in ihrer Art lieb, wenn ihre «*Regsamkeit in Geschäften*» auch hindert, «daß St.Gallen dem betrachtenden Auge des Durchreisenden am großartigsten in der geistlichen Vorherrschaft und Gegenwart sich geltend macht – mit kirchlicher Darstellung, die im Herzen der bürgerlichen Altstadt nach Höhe, Breite, Tiefe den entscheidenden Raum behauptet. Die Dächer über Kirche und Kloster treten als deutliche und mächtige Zeichen aus dem Gan-

zen hervor. Im Ring von Häusern, die weltlich-frohe, aber auch sittlich-ernste Namen tragen (...), im Kreis solcher Häuser mit Adelstiteln eines ausgezeichneten bürgerlichen Selbstbewußtseins stehen, gedehnt mit Stirn und Brust, die Kirche und das Stift. Beide wurden in des achtzehnten Jahrhunderts barocker Mitte neu errichtet. Ob das Kloster 1805 auch aufgehoben wurde, noch immer bezeugt es den geistlichen Anfang, das geistliche Grundwesen einer Siedlung, die 614 vom heiligen Gallus, dem irischen Glaubensboten, in benediktinischem Geist gestiftet worden ist...»

So wären wir denn wieder beim Gallusmünster. Es stand und steht 1967 aus mancherlei guten Gründen

im Mittelpunkt weiten Interesses.

Wir haben schon einen genannt: 1767, vor 200 Jahren also, wurde es nach zwölfjähriger Bauzeit vollendet; im gleichen Jahr schloß auch sein großherziger Bauherr, Coelestin II., Gugger von Staudach, seine Augen auf immer, der Fürstabt, dem St.Gallen soviel verdankt, eine Erscheinung und Persönlichkeit im Bild des st.gallischen achtzehnten Jahrhunderts, die des Gedenkens, das ihm anlässlich der feierlichen Wiedereröffnung und Einweihung der restaurierten Kathedrale am vergangenen Gallustag zuteil ward, mehr als wert ist. Und noch eines andern Jahrtages gedachte man bei dieser Gelegenheit: Am 17. August 1967 waren es 100 Jahre her gewesen, seit die Kathedrale kirchlich konsekriert worden war. Als Stiftskirche 1755–1766 erbaut, hätte das mit der Aufhebung des Klosters 1805 zur katholischen Hauptkirche des jungen

Rechts: Die Wannenmacherschen Chordeckengemälde in ihrem schweren, dunkelsamtenen Klang sind umgeben von einem das Stuckgeschnörkel diszipliniert zurückhaltenden Rahmen.

Doppelseite: Der Heiligenhimmel, vermutlich nach Entwürfen von Wenzinger durch Wannenmacher ausgeführt, wurde bereits 1773 durch Antoni Dick aus Isny noch in barockem Geist überholt. Die Verfälschung durch die Renovationen durch Orazio Moretto (1819) und Franz Bertle (1866/67) sind nun durch die jüngste Innenrestaurierung getilgt, so daß das Rotundengemälde wieder das ursprüngliche Farbklima besitzt. Unser Bild zeigt einen Gesamtblick nach vorne.

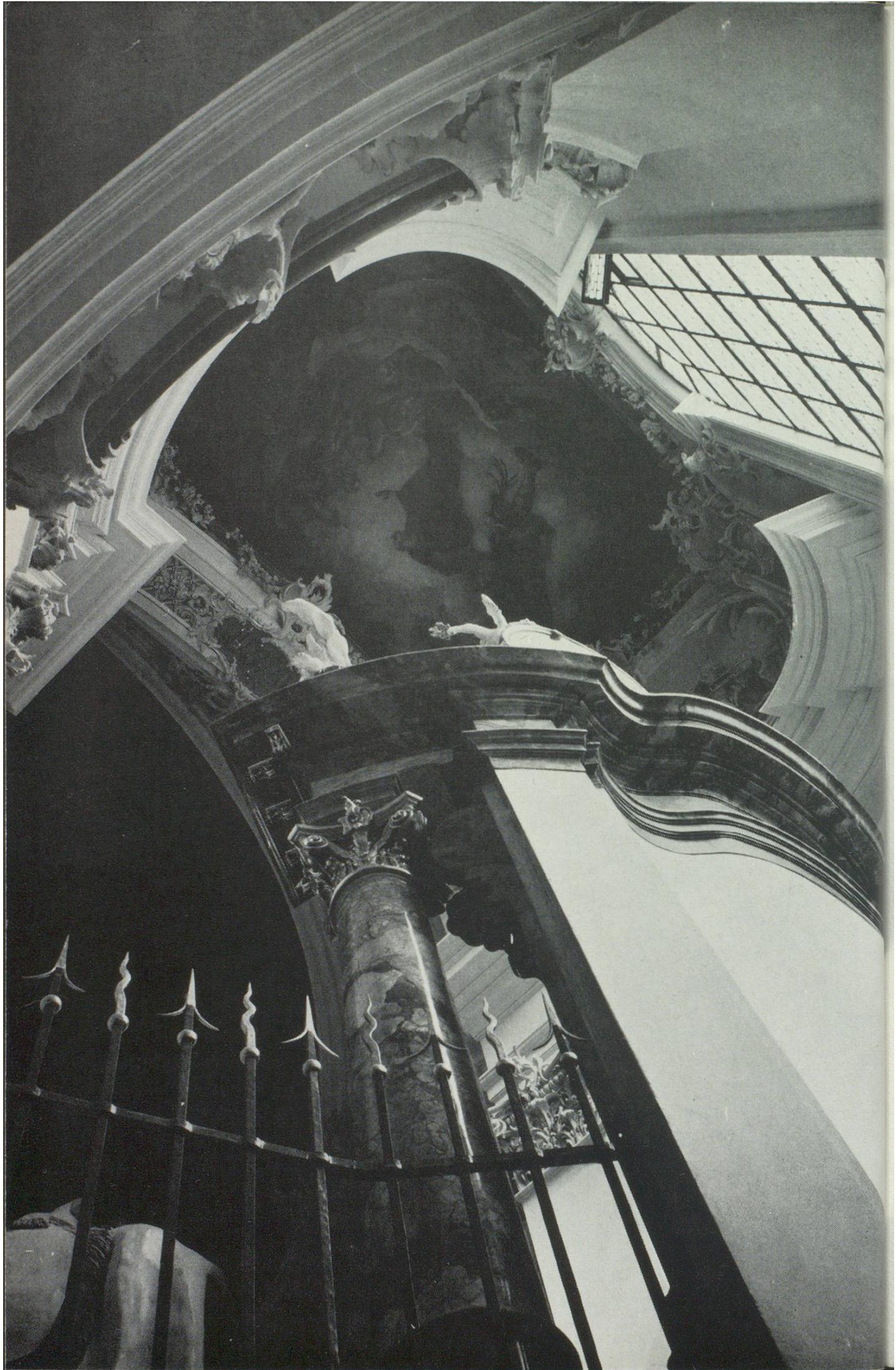
LAUDEN
NOMEN FILI
IN CHORO

LAUDES
NOMINUM
DEO









Kantons St.Gallen gewordene Gotteshaus eigentlich längst geweiht sein müssen, allein die Arglist der Zeit hat es 100 Jahre lang verhindert. Der Gründe dafür gab es viele: Bald nach der Vollendung zeigten sich Schäden in der Rotunde; dann kamen die Wirren der Französischen Revolution; darauf gab es im Zusammenhang mit der Klosteraufhebung und den Versuchen zur Wiederherstellung des Stifts zahlreiche Verwicklungen; bis 1810 fehlte der Hochaltar; 1819/1824 wurden die Gewölbemalereien durch Moretto erneuert; im Zusammenhang mit dem Doppelbistum Chur/St.Gallen und in dessen Folge herrschten recht unklare Rechtsverhältnisse; 1841–1845 erfolgte eine Renovation der Ostfassade – lauter Umstände, die für eine feierliche Kirchweihe nicht eben günstig waren! Endlich, 1847, traf die päpstliche Bulle zur Errichtung des Bistums St.Gallen ein, womit sich die Verhältnisse allmählich konsolidierten. So schritt man denn 1866/67 zur künstlerisch so folgenschweren Innenrenovation der Kathedrale durch Franz Bertle aus Schruns, und endlich, am 17. August 1867, kam es zur feierlichen Konsekration.

1867–1967

Vor 100 Jahren also, 1866/77, fand die letzte, leider unglückliche Innenrenovation der Kathedrale statt. 1928 bis 1938 erfolgte eine durchgreifende Renovation ihres Äußeren. Ich hatte in der «Gallusstadt» von 1965 in Wort und Bild Gelegenheit, vom säkularen Werk der seit 1963 laufenden Innenrestaurierung zu berichten, ihre Gründe und Voraussetzungen darzulegen und vor allem zu betonen, auf was es dabei ankam. «Es braucht die Zustimmung der Jahrhunderte, wenn man restaurieren will», wurde damals mit Dr. Albert Knoepfli, der als Mitglied der Eidgenössischen Kunstkommission bei der St.Galler Innenrestaurierung maßgeblich beteiligt ist, festgestellt. Heute

Links: Das ist Barock par excellence! Beim Aufblick aus dem Rotundenumgang hinter den Seitenaltären ergeben sich konstruktiv nicht sofort zu enträtselfnde Perspektiven, irrationale Architekturmomente, Bewegung und

ist es nun so weit, daß wir die vollendete, am vergangenen Gallustag wiedereröffnete und im feierlichsten Rahmen geweihte Kathedrale vor uns haben und uns, nicht mehr gestört von Stahlgerüsten und Bauwänden, darin umsehen und bewußt werden können, daß hier tatsächlich ein säkulares Werk geleistet wurde. Es ist dies in zweifacher Hinsicht der Fall, einmal rein umfang- und kostenmäßig, wurden darin doch über 9 Millionen Franken investiert (was man sich kaum zweimal in einem Jahrhundert leisten kann!), zum andern aber, weil man den einzigen möglichen Weg zurück zum Geist der Entstehungszeit ging und willens war, dem besonderen Wesen dieses Gotteshauses gerecht zu werden. Die Kathedrale St.Gallen ist nun einmal, stilgeschichtlich betrachtet, in Anlage und Ausstattung ein Bauwerk eigenen Gepräges und eigener Gesetzlichkeit. Es ist sicher ein großes Verdienst ihrer Innenrestaurierung, gerade diesen Umstand wieder deutlich in Erinnerung gerufen und, was wichtiger ist, sichtbar gemacht zu haben. Wenn Lieb/Dieth die Kathedrale in ihrem Werk über die Vorarlberger Barockmeister «das letzte Gipfelwerk der Vorarlberger Sakralarchitektur» nennen, so sekundiert Dr. Erwin Poeschel (Stiftsband der «Kunstdenkmäler»), wenn er ausführt: «Die St.Galler Stiftskirche intoniert als letzter Neubau des Benediktinerordens im 18.Jahrhundert auf Schweizer Boden das große Finale der barocken Saalarchitektur in unserem Land. Sie ist kein dynamisch bewegter, in einer sich steigernder Raumspannung konzipierter Bau. Ekstatische Züge sind ihm fremd. Die Ruhe des Gleichmaßes beherrscht ihn, Sinn für monumentale Größe und eine hohe Vernunft.» Damit ist Wesentliches über die architektonische und stilistische Eigenprägung dieses Gotteshauses gesagt, das als

Angelpunkt zwischen Barock und Klassizismus
erscheint. Im neuen Kathedralführer von Knoepfli/ Grünenfelder heißt es: «Die Vereinigung von Langraum und Zentralbau, ein Hauptthema barocker Architektur, wird in St.Gallen in klassischer Ruhe, ohne erregende Stei-

gerungen und heftige Bewegungen dargestellt.» Immer wieder ist in der Literatur über die Kathedrale von der Überblickbarkeit ihres Raums, seiner klaren, vernünftigen Gliederung, seiner ruhigen Gemessenheit, der Zurückhaltung seiner Dekoration die Rede. Das aber bedeutet Ende jenes Barocks, dem die Stiftskirche, die im großen und ganzen ihm zugehört (vor allem der Ostfassade wegen), auch im Inneren Reverenz erweist. «Barock ist das Innere der Stiftskirche», betont Dr. Knoepfli in einem Aufsatz der Zeitschrift «Montfort», «vor allem in der Doppelschichtigkeit der Raumschale, die durch das nach freiem Stand tendierende Wandpfeilersystem zustande kommt. Sie vor allem erzeugt konstruktiv nicht sofort zu enträtselnde Perspektiven – also irrationale Architekturmomente –, schafft Bewegung und Gegenbewegung.» Auch Erwin Poeschel spricht von solchen Architekturmomenten, die wir als besonders barock empfinden, wenn er sagt, eine bedeutungsvolle Bereicherung erfahre das Raumbild der Rotunde dadurch, daß die Seitenschiffe in ihm herumgeführt seien, «wodurch sich Überschneidungen von großem Reiz ergeben». Was Kunstgelehrte feststellten, der Kunstschriftsteller Hausenstein formuliert den besonderen Charakter auf seine Weise: «Was die Kathedrale indes besonders köstlich macht, ist dies: Die Fülle schmückender Einzelheiten fällt, so reich und durchgebildet sie ist, nicht zuerst in den Blick. Es gibt barocke Kirchen, die ihre schwellende Beredsamkeit aus dem Überschwang des Dekorativen gewinnen – die mit dem Überfluß der Attribute betäubende rhetorische Wirkung tun.

Anders die Kathedrale von St.Gallen. Die schmücken-den Motive sind mit allem Reichtum durchaus an die große Erscheinung des gebauten Raumes zurückgebunden. Die architektonische Grundgestalt ist nicht, wie manchmal anderwärts im Barock, von dekorativem Gefälle überschwemmt. Zuerst, zuletzt und inmitten entscheidet in dieser Kirche die reine Verhältnismäßigkeit des Gesamt- raums – genauer: das lautere und große Verhältnis in sei- ner Einheit und Ganzheit.»

Wir St.Galler haben uns, menschlich verbunden mit unserm Gallusmünster, zumeist weniger stilistische und kunstgeschichtliche Überlegungen gemacht.

Wir erleben unsere Kathedrale

Nachdem wir sie wegen der Innenrestaurierung während Jahren vermissen mußten, haben wir erst kürzlich Wiedersehen mit ihr als Gotteshaus und Gesamtkunstwerk gefeiert. Zwar war sie in ihrer äußeren Gestalt gegenwärtig, ihre Türme ragten im Stadtbild auf, aber ihr schier unscheinbares Äußeres (dessen ehemaligen Verputz Hauserstein mit einer bescheidenen Kutte vergleicht!) verbarg, was sich im Inneren wandelte. Und so wurden wir denn des Gegensatzes von Äußerem und Innerem aufs elementarste inne, als wir den in ursprünglicher Schönheit wiederherstellten und von den Makeln früherer Renovationen befreiten Raum betraten: daß der Barock, wie Hauserstein geistvoll meint, dialektisch ist, daß er mit schlichten Sätzen und verschwenderischen Gegensätzen zu spielen liebt, daß er den unvorbereiteten und erwartungslos gestimmten Geist durch heftige Überraschungen anzugreifen weiß. Die wiedereröffnete Kathedrale erst ließ es uns wieder so recht spüren und hat vor allem als farbiges Kunstwerk überrascht und vielleicht befremdet. Da gilt es nun heute, 1967, umzudenken und zu bedenken, was Knoepfli einander gegenüberstellt, wenn er zum heutigen den Geist der Renovation von 1866/67 beschwört. Nichts könne diesen besser beleuchten, meint er, als der Artikel 1 des Vertrages mit Franz Bertle aus Schruns, der am 30. Juni 1866 abgeschlossen wurde. Bertle übernimmt es danach, «alle inneren Flächen zu reinigen, neu zu übertünchen, und zwar in verschiedenen harmonischen Farbenton, wobei die Lisenen der Säulen und Wandpfeiler, die Gesimse und Bogengurten in einem leichten Marmor, die übrigen Flächen, Bilderwerke und Verzierungen usw. in denjenigen Farben zu erstellen sind, welche nach Ausführung verschiedener Muster von der Verwaltungskommission im Einverständnis mit dem Bauunternehmer ausgewählt und

bestimmt werden». Und was sagten die bestellten Experten, Architekt Christoph Kunkler und Kunstmaler Prof. Johann Wilhelm Völker, zum Ergebnis? «Besonders wohl-gelungen und fein erscheinen die Macht der verschiedenen Farbtöne und deren subtile Stellung zueinander, wodurch die starren Mauerflächen recht eigentlich erwärmt und belebt werden.» «Wir aber werden», bemerkt Dr. Knoepfli, «weder durch das widersprüchliche Pathos der Sprache noch wurden wir durch die Verfälschung der St.Galler Stiftskirche erwärmt. Es ist aber nicht so, daß die Achtung vor dem geistigen Urheberrecht eines Baudenkmals nur damals verlorengegangen, dagegen heute in ihrer vollen Bedeutung wieder auferstanden wäre. Es bereitet gerade im Falle der Kathedrale St.Gallen, auch heute, ästhetisch empfindsamen Menschen immer wieder Mühe, das eigene Schönheitsideal zurückzustellen, die Geschmacksache unserer Zeit beiseite zu schieben zugunsten der ursprünglichen Konzeption. Nichts anderes gelten zu lassen als das Zeugnis vom originalen Zustand der Architektur und ihrer malerischen und plastischen Ausgestaltung; nichts anderes im Auge zu behalten als die Urkundentreue: So haben sich die Schöpfer den Raum vorgestellt, so haben sie ihn im Geiste ihrer Zeit aus dem Widerstreit der damaligen Pläne, Meinungen und Mittel souverän in künstlerische Wirklichkeit übersetzt. Die technischen und finanziellen, die praktisch-funktionellen Probleme und die Aufgaben der Denkmalpflege-Chirurgie, sie waren und sind vielfach leichter zu bewältigen als die Blockade der vorgefaßten Meinung. Man hätschelt seine erwanderten und erlesenen und persönlich parfümierten Vorstellungen, was Barock und sonderlich Rokoko sei, man ermißt das Gelingen oder Mißlingen der Restaurierung nach dem Abstande zu unseren Erwartungen statt nach der Distanz zur Wahrhaftigkeit, die nur im und durch das Kunstwerk selbst gesetzt wird. Man hat etwa Maulpertsch und Tiepolo und nicht Wannenmacher im Kopfe, beispielsweise Birnau und Otto-beuren, und nicht

*das Eigenständige, Unwiederholte und Unwiederholbare
von St.Gallen*

Man bringt den Mut nicht auf, den Spätbarock als Gesamtkunstwerk in all seinen ergreifenden und seinen befremdenden Erscheinungen statt nur in geschmäcklerischer Auswahl anzuerkennen, man liebt in Krakelürenseligkeit ein verschleierndes Alters- und Krankheitsbild. Und in dem zum 70. Geburtstag von Dombaumeister Hans Burkard erschienenen Band «Restauration und Renovation im Kirchenbau» meint Dr. Knoepfli: «Aber sowohl nach der Seite des verfälschenden Bildes des zufälligen Zerfalls wie nach der Seite eines falschen auf Neu polierenden Perfektionismus sind jene Grenzen abzustecken, welche dem Kunstwerk die Wirkung seiner einstigen wahren und gewollten Farbigkeit sichern. Wenn man diese nicht wahrhaben will, zum Beispiel die st.gallischen Regionalismen als Jahrmarkt-Bauernbarock verschreit und ihr weniger die höfischen Akzente anderer Barockzentren als eine zurecht-parfümierte Pastellduftigkeit zudichtet, so scheint dies ebenso eine Verleugnung der künstlerischen Wahrheit wie eine falsche Scham gegenüber dem Kunstdialekt unserer Heimat zu sein.»

Wessen muß sich also der Besucher des einzigartigen, herbschönen Raums der restaurierten St.Galler Kathedrale erinnern, wenn er sie in ihrer farbigen und formalen Eigentümlichkeit nicht mißverstehen will? Er muß sich darüber klar sein, daß ihre Entwicklungsstufe eine Endstufe ist: «Die schneeweißen Pfeiler und Wände, von der ruhig-grauen Sandsteinfläche zu den Gewölben aufsteigend, die in geordneten symmetrischen Gruppen angeordnete kupfergrüne Rocaille, Putten und Blumengehänge, die ocker-gelben Figuren vor lachsroten Gründen, die trübioletten, das Stuckgeschnörkel diszipliniert zurückhaltenden Rahmen und der schwere dunkelsamtene Klang der Gemälde künden das Ende eines illusionsfreien, heiteren Rokokos an.» Die Kathedrale, wie sie sich in ihrem Inneren heute restauriert dem Blick erschließt, stellt eine Ostschweizer Barockvariante dar, die, eine erste Schwenkung auf den

Klassizismus vollziehend, in der Farbgebung einen Dialekt spricht, den wir, so betont Dr. Knoepfli, nicht einfach an der Hochsprache höfischer Provenienz messen, sondern in seiner Eigenart eigens erlernen und verstehen lernen müssen. Drei Jahrzehnte nach ihrer Fertigstellung schon hat übrigens ein enttäuschter Besucher des achtzehnten Jahrhunderts auf das Besondere der St.Galler Klosterkirche respekt- undverständnislos reagiert: Er verglich das dämmrige Himmelsgewölbe der Deckenspiegel mit Rauch, der einem Ziegelofen entsteige... Doch uns mag nach der glücklichen und säkularen Restaurierung die Kathedrale St.Gallen «als

Riesenschmuckkasten Gottes

erscheinen, gefügt aus schneigem Alabaster, mit jaspis- und onyxfarbenen Gemäldespiegeln geziert und mit einem Juwelenbesatz geschmückt aus kupfergrünem Malachit, blutrottem Karneol und goldverklärtem Bernstein». Und gewiß verzeihen wir es de Reynold gerne, daß er, wenn er St.Gallen sagt, nur das Kloster meint; denn eines hat das Gallusmünster der Gallusstadt bestimmt voraus: daß man angesichts dieses herrlichen Gotteshauses, wie er sagt, «an ein reines Gewissen, mit einem reichen Verstand verbunden, an eine Frömmigkeit, die sich in einer schönen Sprache ausdrückt, an die geistliche Musik von Palestrina und Mozart» denkt!

Mit Fug und Recht erklang deshalb am Domkonzert 1967, dem ersten, das den in seiner ursprünglichen Schönheit wiedererstandenen Raum erfüllte, Wolfgang Amadeus Mozarts Große Messe in c-Moll!

Dr. Hermann Bauer

EIN ABENDLIED

*Brüder, was sind wir! Wanderer im Tale,
Armselige Pilger im Mittagsstrahle,
Uns selbst schwere Last.*

*Vom Morgen zum Mittag auf einsamen Wegen
Nahn wir dem Abend, zu ernten den Segen
In wunschloser Rast.*

*Tief liegt die Straße, die wir einst gegangen;
Was wir ersehnten in heißem Verlangen,
Ward uns mit der Zeit.*

*Lohn aus der Arbeit, Erfüllung aus Glauben,
Kornschwere Ähren und goldene Trauben
Ernten wir heut'.*

*Seht dort die Sonne! Sie rüstet zur Neige;
Goldene Schleier um Ranken und Zweige
Hüllen uns ein.*

*Reicht euch die Hände – der Himmel steht offen –,
Wir schauen die Heimat. – Vertrauendes Hoffen
Führt uns hinein.*

AUGUST STEINMANN